KUNST

Astrid Kury / Helwig Brunner

Zum Kunstbeitrag von Iris Andraschek und Esther Kinsky

Iris Andraschek und Esther Kinsky verbindet eine schon längere Zusammenarbeit und hohe gegenseitige Wertschätzung. Immer wieder arbeitet Iris Andraschek Auszüge aus Texten von Esther Kinsky in ihre Zeichnungen ein. Beide befassen sich mit einer künstlerischen Untersuchung von Landschaften, ihrem Gewebe von Vergangenheit und Gegenwart, ihren Tiefenschichten und Störungen, dem Leben darin und der mythischen Aufladung, in der die Erfahrungen von Schönheit, Verwundung und Schmerz eingebettet sind.

Der Kunstbeitrag umfasst eine Auswahl grafischer Arbeiten von Iris Andraschek. Auf dem Cover und im folgenden Kunstbeitrag sind u. a. monumentale Zeichnungen von Sheela-na-Gigs, das sind Steinreliefs nackter Figuren, die meist an den Außenwänden sakraler Räume angebracht sind und sitzend oder stehend ihre übergroße Vulva zeigen, entweder als ein das Böse abwehrender Gestus oder als ein Fruchtbarkeitskult oder beides zugleich, da gibt es opponierende wissenschaftliche Debatten. Auf dem Cover sieht man in naturgetreuer Zeichnung ein Kapitell der Colegiata de Cervatos in Spanien, umschwungen von Zeilen aus Stanisław Lems *Wie die Welt noch einmal davonkam*. Eine Bedrohung steht damit im Raum, sie kommt mit der Maschine, die alles produzieren kann, was mit dem Buchstaben N beginnt – und das ist auch das Nichts. Damit tritt der große Bogen zutage, der sich von der mittelalterlichen Ikonografie des Kampfes zwischen Licht und Dunkel bis zur dystopischen Gegenwart eines KI-Absolutismus spannt. Die feministische Kritik am patriarchalen Erschöpfen von Ressourcen ist inhärent.

Textauszüge sind auch den Gesichtern – Stirn, Zungen, Mundhöhlen und Wangen – unterhalb der Sheela-na-Gig eingeschrieben. Die erotischen Körperhöhlen der Frauenfiguren im Bild umspielen die Thematik des Verschlingens, des Vernichtens, wie im Mythos der schönen Gorgo, aber auch des Erschaffens und Gebärens, ja Höhlen sollen überhaupt die „Master-Metapher" der Kulturgeschichte sein, als körperliche, emotionale und unterbewusste, reale wie metaphysische Untergründe, Unterwelten, die zugleich immer wieder „die eigene Abhängigkeit von der Erde, von der man entstammt", ans Licht bringen.[1]

In ihren Zeichnungen verwebt die Künstlerin die tiefe Vergangenheit und die dürre Gegenwart, Ausgestorbenes, vom Aussterben bedrohtes, unter Druck

stehendes Leben. Störung indiziert Verwandlung. Die Verwandlung ist Moment des Mythos. Wir leben in einer Zeit am Wendepunkt. Zur „Reparatur der Welt" gehöre, so Esther Kinsky, „das Lesen der Sprachen von Gelände, insbesondere der gestörten Gelände, das Verfolgen der untrüglichen Spur darin, der unweigerlich mit Kränkung, Versehrung, Zerstörung, aber auch mit Gestaltung, Erneuerung und Zuversicht verbundenen Schrift, die der Mensch hinterlässt."[2]

Bei Esther Kinsky ist jeder Satz Sprachkunst. Nicht nur die mächtig hervorbrechende Urgewalt der Natur wie das Erdbeben von Friaul 1976 in ihrem viel beachteten Roman *Rombo*, sondern auch kleinste alltägliche Bewegungen der Menschen, Tiere und Pflanzen, wie sie immerzu in einem Landschaftsraum stattfinden, kommen in Kinskys Prosa zur Sprache. Jedes winzige Ereignis, das unerzählt sofort dem Übersehenwerden und Vergessen anheimfallen würde, wird innerhalb seiner Alltäglichkeit als etwas ganz Besonderes abgebildet. Eine außerordentlich dichte Komposition dessen, was man landschaftliches Geschehen nennen könnte, finden wir in dem Text *In den letzten Tagen*, der sich in seiner durchaus herben, archaischen Bildsprache der Kunst von Iris Andraschek verwandt und ebenbürtig zur Seite stellt. Neben der beim Lesen geradezu visuell erlebbaren Bilderdichte und dem radikal parataktischen Satzbau rücken auch kleinste sprachliche Verkürzungen diesen Text etwas in Richtung einer lyrischen Prosa, der dennoch ganz in einem rauen Duktus präzisen Erzählens verbleibt.

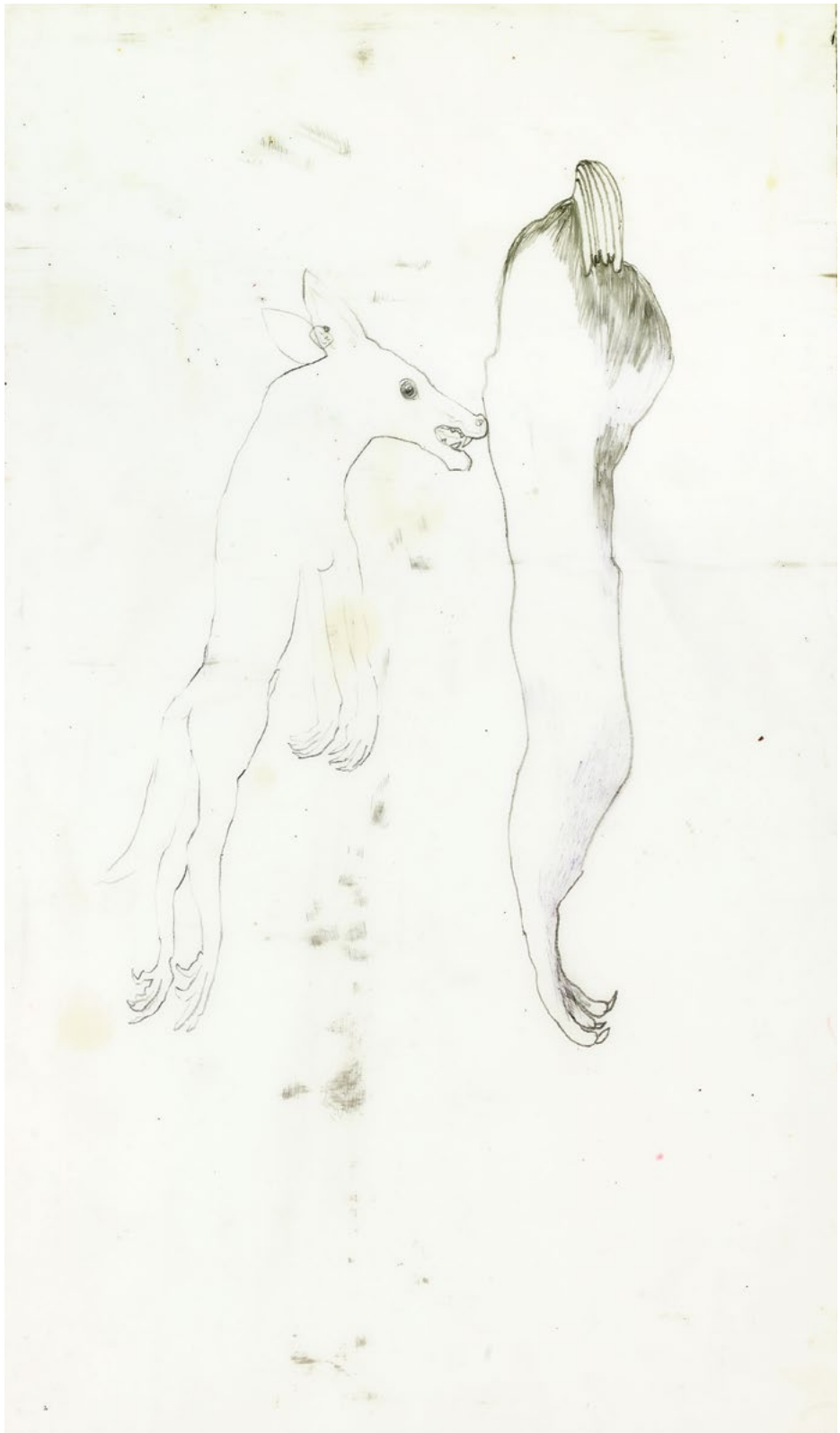
---

[1] Hartmut Böhme, „Unterwelten: Topographien des ‚unüberschaubaren seelischen Höhlensystems'", in: *Bergbaukulturen in interdisziplinärer Perspektive. Diskurse und Imaginationen*, hrsg. v. Dagmar Kift, Eckhard Schinkel, Stefan Berger u. a., Essen: Klartext 2018, S. 165–176, S. 165.

[2] Esther Kinsky, *Störungen*, Wien-Salzburg 2023 (= Unruhe bewahren), S. 77.

Iris Andraschek
FORMEN DES HANDELNS





DIE FREIHEIT FREI ZU SEIN, 2024


WIRKLICHKEIT IST NICHT
WIRKLICHKEIT WILL
GESUCHT UND GE
WONNEN SEIN

KULT UND LIGUSTERFALTER, 2025



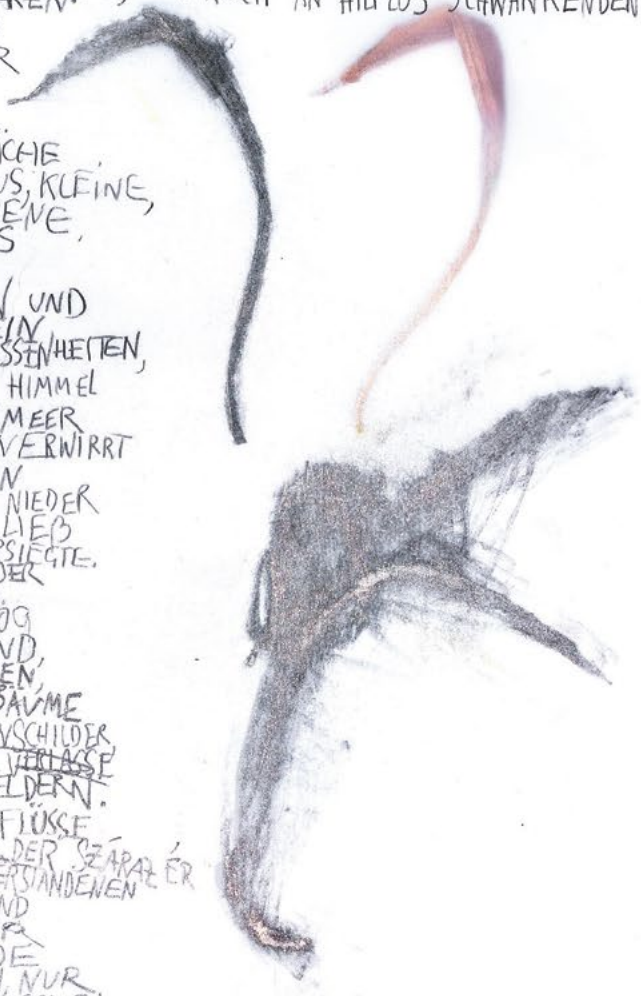
ADER 27 Juni

Am Fuße meines Gartens verlief ein kleiner Fluss. Er trug einen seltsamen Namen: Száraz Ér. Trockene Ader. In regenreichen Zeiten, im Frühling und Spätherbst, reichte das Wasser bis an den Rand der Uferböschung. Der Fluss floss nie schnell, an manchen Tagen bewegte sich das Wasser so langsam, dass es fast zu stehen schien. Das Angeln war verboten, wegen der Farb- und Gerbstoffe, die angeblich eine Schuhfabrik jenseits der Grenze in den Fluss leitete. Weiter flussaufwärts, in Grenznähe, hieß es, leuchte das Wasser zuweilen in Farben, wie sie die Mode gerade vorschrieb, die Schilfgräser am Rand würden angeblich bunt davon, bevor sie abstarben.
Bis an den Fuß meines Gartens drangen die Farben nie vor. Dem Verbot zum Trotz stand gelegentlich jemand im Schutz des Schilfs bei der kleinen Holzbrücke und angelte, neben sich einen Eimer für den Fang. Im Winter und im Sommer sank der Wasserspiegel oft so tief, dass nur noch ein Graben blieb, der Boden sumpfig, im Sommer rissig vor Trockenheit. Im Winter gefror der Schlamm und glitzerte in der Sonne. Die Schilfstengel und hohen Sumpfgräser die das Flussbett säumten trugen Reifkronen. Ein bestimmtes Schilfgras bildete im Herbst große kapselartige Fruchtstände aus, die im vertrockneten Winterzustand wie Vogelköpfe mit emporgerecktem Schnabel aussahen. Wenn es schneite, bildeten sich kleine Schneehauben auf den Schnabeln. Im Frühling stieg das Wasser langsam an, wind kam auf und riss die Vogelköpfe ab. Die im aufgetauten Schlamm zerfielen und auf dem langsam wieder in Bewegung kommenden Fluss davontrieben.

Ich hatte noch nie soweit vom Meer entfernt gelebt wie in dieser Ebene, ein Becken eigentlich, ein einstiger Meeresboden, dessen tiefergelegenen Erdschichten durchsetzt waren mit den Überresten der Lebewesen, die das Becken einst als Meer beherbergt hatte. Die staubige, des Meeres verlustig gegangene Ebene war durchzogen von kleinen und großen Flüssen, Abkömmlingen der fernen Mittelgebirge, die den Rand der entleerten Meeresschüssel. Unter günstigen Umständen, an manchen Seen gab es keine, um dann beständig [illegible] dieses Fließen und Sickern und Versiegen und Wiederansteigen, ein Schrumpfen und Schwellen der Gewässer wie in einem ganz langsamen Atem der sich unter der Erde zutrug. Und lernte man an stillen Tagen das Ohr an den Boden, meinte man nicht nur das langsame Schleifen dieser Atemzüge zu vernehmen sondern auch eine unzahl kleiner, wässriger Geräusche, ein Gurgeln und Sickern und dünnes Rauschen, ein Glucksen und Schmatzen und zuweilen sogar ein brandungsähnliches, leises Klatschen und Auslaufen, gefolgt von einem rasselnden Knirschen wie von Kies tief unten.

© Anikar. Ltd. 2022

IN DER STEINLOSEN ERDE.
VON ZEIT ZU ZEIT EREIGNETE SICH IN DEM LEEREN BECKEN EINE FLUT. SCHNEESCHMELZEN
IN DEN BERGEN AM SCHARTIGEN BECKENRAND SCHWERE, ANDAUERNDE REGENFÄLLE
DIE AUF LANGEN FROST ODER DÜRRE FOLGTEN LIEßEN DIE FLÜSSE ANSCHWELLEN,
UND WO SICH ZUVOR TROCKENES, VON HITZE ODER FROST AUSGEDÖRRTES LAND
ERSTRECKTE TRAT NUN WASSER AN/ DIE OBERFLÄCHE, HIER UND DA IN KLEINEN SPRUDELNDEN
QUELLEN, AN ANDEREN STELLEN LEISE UND SCHNELL ALS LACHEN, DIE STETIG
UND UNAUFHALTSAM ANWUCHSEN. WO MAN AUCH EINEN STOCK IN DEN BODEN STECKTE,
KAM DAS WASSER HERVOR WIE DURCH ZAUBERSPRUCH GERUFEN, LISPELTE, GURGELTE,
SCHÄUMTE, SCHWAPPTE. DIE FELDER FÜR HARTGESOTTENE RASCHELFRUCHT WIE MAIS
UND SONNENBLUMEN, DIE WIESEN MIT SCHARFEM HOLZIGEM GRAS, DIE MÜHSAM
ENTKRAUTETEN GÄRTEN VERSCHWANDEN UNTER DEM LEISE STEIGEND WOGENDEN
WASSER. DIE FLUSSBÖSCHUNGEN, IN DENEN SICH MIT ZUNEHMENDER TROCKENHEIT
RISSE GEBILDET HATTEN, SCHWITZTEN FEUCHTIGKEIT AUS, WURDEN GLÄNZEND UND
GLITSCHIG UND NEIGTEN SICH SCHLIEßLICH DEM STEIGENDEN GEWÄSSER ENTGEGEN,
UM IN DER SCHLAMMTRÜBEN FLUT ZU VERSCHWINDEN. DIE WEITEN
SCHWEMMLANDSTREIFEN FÜLLTEN SICH MIT FLUSS, BIS DIE EINSTIGEN UFER-
WÜLSTE AUS SCHÜTTEREM GEBÜSCH, NUR NOCH AN HILFLOS SCHWANKENDEN
WIPFELPUSCHELN ERKENNBAR WAREN.
DIE MITTE DES BECKENS GLICH
NACH EINIGEN TAGEN EINEM MEER
OHNE BRANDUNG, UNTER
EINEM GRAUEN ODER
WEIßLICHEN HIMMEL, DER IN
DER FERNE MIT DER WASSERFLÄCHE
VERSCHWAMM. BREITETE ES SICH AUS, KLEINE,
AUS DEN TIEFEN EMPOPGESTIEGENE
MUSCHELN UND VERSTEINERTES
SEEGETIER TRIEBEN DARIN,
IN SANFT MURMELNDEN
SPRUDELTRICHTERN KREISELTEN UND
TANZTEN. DIE ZUM VORSCHEIN
GEKOMMENEN MEERESHINTERLASSENHEITEN,
UND SEEVÖGEL ERSCHIENEN AM HIMMEL
UND ZOGEN ÜBER DEM SCHEINMEER
IHRE KREISE, LIEßEN SICH VERWIRRT
UND STUMM IN DEN LETZTEN
SICHTBAREN WIPFELPUSCHELN NIEDER
UND STARRTEN. DER REGEN LIEß
NACH, DIE SCHNEESCHMELZE VERSIEGTE.
DIE SEEVÖGEL FLOGEN DAVON, DER
WASSERSPIEGEL BEGANN ZU SINKEN.
DIE MUSCHELN TRUDELTEN DEM SOG
DER UNTERIRDISCHKEIT FOLGEND,
IN DIE TIEFE. DIE SONNE ERSCHIEN,
DIE WOLKEN ZERSTREUTEN SICH. BÄUME
KAMEN ZUM VORSCHEIN, STRASSENSCHILDER,
TORNENSTANGEN, DIE SPITZEN VON DÄCHERN VERLASSENER
VERLASSENER KATEN ZWISCHEN DEN FELDERN.
DAS MEER SICKERTE DAVON. DIE FLÜSSE
KEHRTEN IN IHRE BETTEN ZURÜCK. DER SCHLAMM
SCHLICH SICH ZWISCHEN DEN WIDERERSTANDENEN
SCHILFGRÄSERN NACH NORDWESTEN UND
VERSACKTE UND VERSCHLAMMTE ZUR
TROCKENEN JAHRESZEIT. DIE ERDE
DÖRRTE AUS, RISS VERSCHLIEßLICH NUR
HIER UND DA. HATTE ES EINE MUSCHEL
AUS DEM STRUDEL VERSCHLAGEN UND
SIE WAR GESTRANDET, EIN KAUM
GLAUBWÜRDIGER REST DER VORÜBERGEHENDEN
RÜCKKEHR DES MEERES. INDESSEN
WEHTE DER HEIßE WIND DIE OBERSTE
ERDSCHICHT ZU STAUBWOLKEN AUF, DIE IM
GRELLEN MITTAGSLICHT [illegible] WIRBELFÖRMIGE
STAUBWIRBELN DEN FELDRÄNDERN UND GRABEN
UFERGEBÜSCHEN ENTLANG WANDERTEN, DIE MITTAGSHEXEN, WIE MAN SIE NENNT, DIE AUF DEM MEERESBODEN TANZEN.



ESTHER KINSKY

ADER I / ADER II, 2025
Text Ader Esther Kinsky

MITTELLANGE MINIS, 2025



LEERGERÄUMTES FELD, 2025



Esther Kinsky
In den letzten Tagen

Der Hund zittert im Schatten der Pflaumenbäume unter dem Dämmer, die Lichter der Lastwagen schleifen über die Risse der Straße, die Wicken am Wegrand, den Staub des Trampelpfads zum Fluss an der Brücke. Ein Kind steht im Dunkel des Hoftors und flüstert zum Wind, aus der Tür der Kneipe fällt bläuliches Licht auf den Schotter, drei Frauen trinken auf den Stufen der Kneipe und lachen, am Lichtrand fährt sich ein Mann mit der Hand durchs Haar, der Wind trägt das Flüstern des Kinds von den Lippen, der Hund seufzt, an der Hauswand stehn Tabakblumen, die weißen Blüten sind Haken im Abend.

Das Hoftor schlägt zu, eine Katze buckelt am Fliederbusch, der Hund streicht durchs Gras an der Böschung, aus der Kneipe tritt ein betrunkener Mann, Gläser klirren, die Frauen auf der Kneipentreppe stellen ihr Lachen ein, die Nacht hängt schwarz zwischen den Bäumen, die Straße ist still, es riecht nach brennendem Gras, die Frösche schweigen, ein Kind weint in der Ferne, ein Fensterladen wird vorgelegt, der Riegel knirscht, der Hund schleicht im Schatten der Kneipe, der Schotter vor den Stufen leuchtet im Licht aus der Tür, die Nacht ist dicht wie ein Tuch.

Der betrunkene Mann geht aus der Kneipe nach Haus, mit der betrunkenen Hand fährt er dem Hund quer über die Schnauze, der Hund schnappt, der Mann tritt ihn, der Hund winselt davon in die Scheinwerfer eines Autos, das Auto fährt weiter, der Mann grinst schief, die drei Frauen auf der Kneipentreppe heben wieder zu lachen an, die Tabakblumen duften, vor den Häusern leuchten die Nachtviolen, sie haben vom Licht des Tags getrunken und sondern es ab.

Der betrunkene Mann taumelt davon, an der Brücke stolpert er über den Hund, der leblos liegt, er tritt den Hund, dieser schweigt, der Mann schwankt weiter, er findet sein Haus, die Tür zur Stube klirrt. Das Kind wacht auf, es hört den Mann, der heimkommt, es sieht den Mond, es öffnet das Fenster, es riecht die Tabakblumen, die Hunde im Hof schlagen an, das Kind lauscht, die Hunde ringsum fallen ein, die Nacht ist aus Hundegebell gemacht, die Hunde stoßen und reißen und zerren an der Nacht mit ihren Schnauzen, die Nacht wird rissig und faltig und schlaff, der Duft der Blumen sackt in sich zusammen, ein Hahn kräht hinter dem Zaun.

Es wird Tag, das Kind steht auf, zieht Hose und Schuhe an, schneidet ein Stück Brot ab, die Frau wirft den Hunden im Hof das vorgestrige Brot vor. Sie steht an die Tür der Küche gelehnt und schaut in die Stube, ihr Kittel ist schief zugeknöpft, sie

riecht nach dem sauren Morgen, auf der Straße scheppert ein Karren, das Kind geht aus dem Haus.

An der Brücke sieht das Kind einen Hund, der tot ist, der Hund hat schwarz aus dem Maul geblutet. Das Kind zerrt den Hund von der Straße, die Böschung hinab, der Hund rutscht in den Fluss, der sommers ein Rinnsal ist. Das Kind läuft zwischen Brennnesselstauden am Fluss entlang in die Schule und steht vor der Klasse krumm und stumm.

Tagsüber geht Wind, fährt in die Bäume und Büsche, rüttelt herunter, was längst noch nicht reif ist, knickt die Stockrosen um, die scheu auf den behaarten Stängeln erblüht sind, auf den lappigen Blättern paaren sich Feuerkäfer ohne Ruhe und Rast, der Wind knickt die Stängel, die Feuerkäfer haben es eilig, der Wind füllt die Taschen, die Wagen, die Häuser, alles schwebt im steten Rauschen, unterm Schweben der windgefüllten Häuser, der Ratlosen mit ihren windgefüllten Hosen-, Jacken-, Hemdentaschen und windgeblähten Kitteln, dem Pfeifen der trudelnden Wagen zieht der Sommer des Wegs, nur die Sonnenblumen stehn hoch und starr gegen den Wind.

Das Kind liest aus seinem Heft vor: In der Nacht hat der Mond geschienen, die Hunde haben gebellt. Mein lieber Vater ist spät von der Arbeit gekommen. Er hat viel Geld mitgebracht. Das Geld ist auf dem Küchentisch gelegen und hat im Mondlicht geglänzt wie ein Schatz.

Die Frau wischt den Tisch, wäscht einen Teller ab und den Kochtopf vom Vortag, die Fliegen stoßen ans Fenster, auf der anderen Seite des Zauns kräht der Hahn, die Frau stellt sich an die Tür und streicht ein Streichholz an, sie steht da und raucht, legt die Hand auf die Spüle, schnippt die Asche ins Wasser, streicht sich das Haar aus der Stirn, sie schwitzt, ihre Hände sind feucht, in der Stube summen die Fliegen, die Straße ist still, der Wind fällt in den Hof und Staub steigt auf um die Hunde.

Der Mann steht auf, das Bett ächzt, ein Lastwagen dröhnt vorüber, die Frau nimmt den Eimer, die Fliegen suchen die Schultern des Mannes, der Mann riecht nach schlechtem Schlaf, die Sonne scheint weiß in den Vorraum, Menschen gehen am niedrigen Fenster vorbei. Das Hoftor quietscht, der Postbote bringt einen Brief. Die Frau hält den Eimer, darin schwappt das Wasser, das Hoftor schlägt zu, Staub knirscht dem Mann zwischen den Händen, der Umschlag ist staubig, harsch liegt der Brief in den rissigen Fingern, der Wind bläht das offene Hemd, kurz singt ein Vogel.

Der Wind reißt die letzten Mohnblüten von den Stängeln, die Kapseln stehen blaugrün am Wegrand, der Wind streicht über die Nacktheit der Kapseln, sie neigen sich starr und entblößt in die Richtung, in welche der Wind sie schiebt. Zwischen

dem Mohn hält es kein Tier, nur Schlangen schlafen zwischen den Stängeln, solange die Blüten noch zittern, dann machen auch sie sich davon, im wandernden Staub des windigen Mittags ist die Sonne so grau, dass die Schlangen unsichtbar sind.

Die Frau sitzt auf einem Schemel und wäscht sich den Hals und die Arme im Eimer, sie stellt die Füße ins Wasser und wäscht ihre Waden, die Adern sind blau in der Haut, die Härchen borstig und blond, sie beugt sich vor, die Brüste hängen ihr auf die Knie, der Mann steht draußen vorm Fenster der Küche und guckt ihr zu, sie sieht ihn nicht, der Mann raucht, er schnippt die Asche auf die Erde, das Wasser spritzt aus dem Eimer auf die schwarzroten Fliesen, die Frau trocknet sich ab, das Handtuch ist rosa und dünn.

Die Frau trägt ein Kleid mit großen Blumen, sie geht, als wüchsen die Blumen aus ihr heraus, hierhin und dorthin dreht sich ihr Rock, die Blumen stehn ihr wie Gezweig um die Brust, ihre Haare sind feucht. Die Frau raucht, der Tabak zischt in der Glut, blass steigt der Rauch aus dem rundgeöffneten Mund.

Die Frau geht davon, der Wind schlägt das Tor zu, der Mann steht im Hof, sieht sich um, die Hunde liegen im Schatten und schauen genau. Der Mann wirft ein Stück Holz, es hängt im Holunder, die Hunde rühren sich nicht, ihre Augen sind schmal. Der Mann geht im Kreis, die Erde ist grau, der Wind fährt ihm ins Gesicht, der Staub macht ihm Tränen, er geht ins Haus, hält das Gesicht in den Eimer, das Wasser ist grau, der Wind rüttelt am leeren Schuppen, der offenen Tür.

Hitze und Wind zündeln im trockenen Gras, kleine Feuer knistern am Vorstadtrand, Rauch steigt auf und mischt sich mit Staub, der Wind fährt in die unschlüssigen Herde, der Rauch kräuselt sich dicht am Boden, langsam schnurren die Halme zusammen unter der Glut, zischendes Seufzen entfährt den Stängeln des verblühten Krauts, der Wind bettet sich alles Trockne zurecht um die Flämmchen, dann verliert er die Lust, wendet sich ab, das Brändlein verkümmert, nicht einmal Asche bleibt, nur schwarz gewordenes Fleckchen Land.

Das Licht ist matt in der Hitze, die Frau geht zur Brücke, der Wind zerrt am Kleid, an den großen Blumen, dem starren Gerank um die Brust, am lockigen Haar und an ihrer Hand, die Blumen blähen sich auf, als wollten sie endlich verblühen, die Frau geht die Böschung hinab und steht unter der Brücke, der Wind stößt ins Ried und wirft kleine Wellen im seichten Wasser, die Hinterbeine des Hundes ragen noch auf, die Schnauze ruht weich und dunkel unter den kleinen Wellen, die Ränder der Schnauze kräuseln sich im Wasser, die Frau tritt einen Schritt rückwärts, ihr Kleid hängt in den Disteln der Böschung.

Der Wind spielt ein Lied unter der Brücke, ein Mann kniet im Staub, die Frau hebt ihr Kleid hoch, der Wind reißt an den Blumen des Kleids. Der Mund der Frau ist ein schwarzer Kreis, der Mann stößt ihr den Kopf in den Bauch, das Windlied ist leise, ein Lastwagen fährt über die Brücke, die Disteln reiben die Köpfe aneinander, die Blumen legen sich schlafen im Kleid, der Mann steht auf, der Hund riecht süßlich und faul. Das Kind geht über die Brücke, der Wind zerrt an seinem Hemd und weht ihm den Staub an die Knie, das Kind sieht die Blumen vom Kleid der Frau unter der Brücke, eine Katze spitzt sich im Wegrandgestrüpp, auf der Straße liegt ein zerdrücktes Schlänglein.

Das Kind öffnet das Hoftor, einer der Hunde schlägt an, das Kind hebt den Arm wie mit einem Stein in der Hand, dann lässt es ihn sinken, der Hof ist leer, die Schuppentür kreischt unterm Wind, klopft an altes Gerät, der Mann steht an die Tür der Küche gelehnt und schaut in die Stube, die Stube ist leer, das Licht im Fenster fällt quer durch den Staub.

Still ist der Nachmittag, nur der Wind geht und kommt, schlägt sich hierhin und dorthin, lässt nichts gut sein, der Staub weiß nicht, wohin mit sich, legt sich den schweigenden Hunden ins halboffene Maul, schon wartet man auf den Abend, die alten Frauen stehn an den Fenstern und harren darauf, dass der Wind sich legt, dann setzen sie sich zu ihren Blumen, die noch nicht geknickt sind, zu Löwenmaul, Mutterkraut und zu den Tabakblumen, die mit ihren offenen weißen Mündern nach dem Abend rufen.

Das Kind setzt sich an den Tisch in der Küche, schiebt Krümel zusammen, der Mann geht ans Fenster, er schaut in den Nachmittag, kleine Trichter aus Staub tanzen auf der Straße, die Stockrosen stehn quer zueinander und rascheln.

Das Kind spielt mit den Krümeln, ein Hahn kräht, am Fenster tanzen die Fliegen, das Kind hat Hunger, es nimmt ein Messer und schneidet die Luft, auf der Straße bellen zwei Hunde, sie hecheln vorüber, der Mann hustet in seine Hand und wischt sie am Hemd ab.

Die Frau wirft das Hoftor ins Schloss, sie trägt eine Tasche, die zieht ihr den Arm schief hinab, die Hunde sind still, in der Ferne ruft eine Drossel. Die Frau riecht nach Fluss, nach den Disteln, nach Böschung und Brücke, sie zieht sich das Kleid aus, die Blumen verblühen am Haken, sie raucht, die Asche fällt in die rötliche Spur aus dem Fleisch in der Tasche, sie schaut aus dem Fenster, die Schuppentür schwankt in den Angeln, sie schaut zu dem Kind, das nichts auf dem Teller hat, sie gibt ihm einen Kuchen und lacht.

Am Fluss habe ich rote Blumen blühen gesehen, schreibt das Kind. Sie wuchsen aus einem toten Hund und schwankten im Wind. Der Wind sagte ihnen, dreht euch nach rechts, dreht euch nach links, und sie taten es.

Die Frau schneidet das Fleisch, die Zwiebeln, sie kocht ein Essen, das riecht nach dem gestrigen Tag, sie raucht, die Asche fällt in die Suppe, es zischt dünn, es fehlt Salz. Das Kind läuft über den Hof, die Sonne erscheint, golden und dünn fällt das Licht durch die Bäume, die Hunde schlafen, der Schuppen steht offen, der Pirol ruft in der Ferne, bald legt sich der Wind, das Kind geht bis zur Brücke, die Böschung ist grau, der Pfad ist staubig, Disteln schimmern hellblau im Gestrüpp, das zerdrückte Schlänglein ist bloß ein schwarzes Stück Haut auf Asphalt, ein Fetzen, den auch der Wind nicht will, die Tabakblumen stehn weiß an den Zäunen und spitzen die Münder zum Stern.

Das Kind kauft Salz und trägt es nach Hause, die Gasse ist still, Frauen schleichen mit halbleeren Körben durch die längeren Schatten, die Sonne scheint mild, das Salz ist wie nichts in der Hand des Jungen, er hebt einen Stein auf mit der anderen Hand, einen Kiesel zwischen abgerüttelten Pflaumen, klein, hart und blaugrün wie falsche Monde, vom Wind aus dem Himmel geschüttelt in das leise Licht.

Das Kind schleudert den Stein ins Gehege der Hunde, sie toben und reißen am Zaun, scharren im grauen Dreck, suchen nach ihrem Holz, ihrem Stöckchen, das nichtsnutzig im Holunderbusch hängt. Der Mann sitzt auf einem Schemel am Schuppen und bastelt an altem Gerät, umgeben von Rost, die Sonne scheint ihm ins Gesicht und er blinzelt.

Die Frau steht an der Stufe zur Küche und raucht, schnippt die Asche ins Schöllkraut, das nicht mehr blüht, das Kind trägt das Salz in die Küche und setzt sich an den Tisch, zur dünnen Suppe, die wartet.

Die Frau flickt ihr Kleid mit einem mohnroten Faden, die Blumen liegen geknickt in den Falten des Stoffs, sie sind müde, sie fürchten die Nadel, der Pirol singt zum Abend im Hof, der Mann steht auf, die Frau näht, das Kind schaut in sein Heft.

Unter den Pflaumenbäumen steht ein Mann, er spielt Mundharmonika, beugt sich über den Rand des blauen Lichts aus der Kneipe und spielt sich ein Lied, ein langsames Lied, schief sitzt es im Abend, eine Spindel aus hohem, ein Drehstock aus tiefem Geseufz, der Abend dreht sich im Kreis. Gegenüber leuchten die Nachtviolen vor der Hauswand, betrunken vom Abendlicht, das jetzt vergangen ist.

Das Kind schreibt in sein Schulheft: Am Wegrand lag ein Stein. Er war von einem Pflaumenbaum gefallen. Der Stein war weiß und rund. Ich habe den Stein den Hunden vorgeworfen. Da ist er in zwei Teile zerbrochen. Die Hunde haben gebellt

und die Zähne gefletscht. Dann haben sie die beiden Steinteile gefressen. Danach waren sie still.

Der Mann trinkt Bier, drei Frauen sitzen auf der Treppe zur Kneipe und lachen, ihre Schuhe leuchten im Mondschein, ein Lastwagen hält auf der Straße, der Fahrer pinkelt an einen Pflaumenbaum, die Frauen sehen ihm zu, der Mann wirft eine Münze ins Glücksspiel, Geldstücke klackern trocken ihm in die Hand, der Mann legt das Geld in sein Hemd, er geht davon, auf der Brücke spuckt er in den Fluss, der ein Rinnsal ist, die Tabakblumen glitzern wie Silber, der Mann geht im Mondlicht, im Hof ist es still.